

## 1. Kapitel

Über sechs Jahre London lagen hinter mir. Nur allzu gut konnte ich mich an den Tag erinnern, an dem mein Mann Carsten seinen ersten Arbeitsvertrag in Englisch unterzeichnete.

Doch jetzt machte sich Wehmut breit. London zu verlassen, hieß ein Stückchen Heimat, liebgewonnene Freunde und letztendlich auch Claude aufzugeben. Der Franzose zählte zu den bedeutendsten Galeristen der britischen Kunstszene. Zwischen Champagner und Häppchen waren wir damals auf einer Stehparty ins Gespräch gekommen.

Claude war ein äußerst amüsanter Unterhalter, glich eher einem italienischen Papa als einem Franzosen. Mitte fünfzig, dicklich, schwarze Augenbrauen, Halbglatze und als Kontrast zur Glatze einen umso buschigeren dunklen Schnurrbart. Statt der Serviette benutzte er ungeniert den Ärmel seiner französischen Designerjacke. Stil oder gar Eleganz besaß er beim besten Willen nicht. Ein Walross würde dem Vergleich mit Claude sicherlich mit Leichtigkeit standhalten. Seine plumpen Bewegungen, seine nach außen gestellten Füße unterstützten diesen Eindruck. Trotz fehlender Grazie mochte die englische Gesellschaft ihn. Er gehörte eben einfach dazu. Er war nicht irgendein Galerist, sondern der Galerist. Bei ihm waren die großen Künstler zu Hause. Über Geld musste er kein Wort verlieren, denn davon hatte er mehr als genug.

Nachdem wir uns bei einem Glas Champagner bekannt gemacht hatten, wich er an diesem Abend nicht mehr von meiner Seite.

„Liebe Claudia, verrate mir, was treibt dich nach London?“, fragte er schmatzend und stopfte, kaum hatte er einmal geschluckt, gleich das nächste Käsehäppchen hinterher. Überhaupt verstand er es, seinen Mund ununterbrochen mit Nahrung gefüllt zu halten und dabei gleichzeitig Konversation zu betreiben.

„Ich bin lediglich die mitgezogene Ehefrau“, erklärte ich.

Claude säuberte die Hände an seinen Hosenbeinen: „Hat die Ehefrau auch einen Beruf oder ist sie eine gelernte Mitgezogene?“

Als ich ihm versicherte, auch über so etwas wie eine Ausbildung zu verfügen, dass ich nämlich in Kulturwissenschaft promoviert und danach drei Jahre in einem deutschen Auktionshaus gearbeitet hätte, klatschte er zu meiner Verwunderung vergnügt in die Hände: „Was für ein Tag! Der Himmel hat dich geschickt, eine Frau wie dich suche ich schon seit Langem für meine Galerie!“

Meine Bedenken, ich kenne mich zwar mit Antiquitäten einigermaßen aus, verstünde von Kunst jedoch nichts, ließ er nicht gelten. Mit einem breiten, leicht ironischen Grinsen unter dem Bart erwiderte er: „Kein Mensch hat wirklich Ahnung von den Dingen der Welt, aber jeder tut so, als ob er sie habe. Genau dieses Talent schlummert in dir, in mir, in jedem. Man muss nur jemanden finden, der es behutsam weckt.“

Eine Woche später besuchte ich Claude in seiner imposanten Galerie in der King's Road. Sogleich hielt er mir einen vorbereiteten Arbeitsvertrag unter die Nase. Für ihn schien schon alles so gut wie besiegelt zu sein, während ich noch haderte.

„Claude, ich weiß nicht, ob ich wirklich für eine Galerie geeignet bin?“

Doch Claude blieb hartnäckig: „Vertrau einfach dem dicken Franzosen. Ich kenne mich nicht nur mit französischen Weinen aus. Ich habe auch eine große Portion Menschenkenntnis.“

Nach einigem Hin und Her unterschrieb ich schließlich. Wer sollte mir sonst in dieser Stadt einen gut bezahlten Job anbieten? Die Londoner besaßen genug eigene Kunsthistoriker. Nichts sprach dafür eine Deutsche mit schlechtem Englisch einzustellen.

Claude war der Ansicht, meine offene, jedoch auf Distanz bedachte Art wirke sehr seriös, und das sei das Wichtigste in seinem Geschäft. Alles andere kann man lernen. Und ich könne gut zuhören.

„Zuhören ist eine Gabe, die sehr wenige Menschen mit auf den Weg bekommen. Meine Kunden und Künstler wünschen keine Belehrungen, keine theoretischen Ausschweifungen, sie wollen nicht deine Geschichte hören, sondern nur ihre erzählen“, erklärte er.

Bei so viel Enthusiasmus blieb mir also gar nichts anderes übrig, als die Herausforderung anzunehmen. Claude sollte recht behalten.

Die Kunden der Galerie, die sich selbst zur High Society der Stadt zählten und die Claude in ihrem Glauben darin stets bestärkte, beschrieben mir mehr als einmal ihre gesamte Wohnungseinrichtung, für die sie ein passendes Kunstwerk suchten. Manchmal glaubte ich, mich in ihren Villen besser auszukennen als in unserer kleinen Dreizimmerwohnung.

Denn diese sah ich meist nur zum Schlafen. Ständig fand irgendwo eine Party oder ein Dinner statt. Schließlich mussten geschäftliche Beziehungen gehegt und gepflegt werden. Ich lernte, dass sich Geschäfte mit der Kunst am besten bei einem Gläschen Champagner abwickeln ließen.

Schneller als ich dachte, gewöhnte ich mich an meinen neuen Beruf. Claude war mit meiner Arbeit sehr zufrieden. Nach und nach bekam ich das nötige Gespür für die eigenartigen Gestalten, die auf dem Kunstmarkt wandelten. Mehrere Male erzielte ich mit den Ausstellungen, die ich für die Galerie organisierte, sogar landesweite Erfolge. Die Besucher strömten zu Claude Domaine. Der Umsatz boomte. Folglich äußerte sich Claude sehr bestürzt, als ich ihm vor ein paar Wochen mitteilte, dass Carsten und ich nach Deutschland zurückkehren wollten.

„Nein, dass ich das noch auf meine Tage erleben muss. Claudia verlässt mich. Es wird mich finanziell ruinieren, wenn meine Star-Galeristin nicht mehr bei mir ist. Was soll ich nur tun? Mich von Big Ben in den Tod stürzen? Alles wird so sinnlos ohne dich.“

„Claude“, unterbrach ich seinen theatralischen Redeschwall, „komm auf den Teppich zurück. Die Galerie lief vor meinem Eintritt sehr gut und wird auch nach meinem Fortgang bestens laufen.“

„Trotzdem, meine armen Kunden, meine armen Künstler. Und ich natürlich erst. Das Galerieleben wird trostlos.“

Auch ich würde Claude in meinem weiteren Leben vermissen. Er war mir über all die Jahre ans Herz gewachsen, stets essend, mit seinem unappetitlich verkleckerten Schnurrbart. Mit ihm

verband mich nicht nur ein Arbeitsvertrag, sondern inzwischen eine tiefe Freundschaft.

Auf dem Flug nach Hamburg geisterten Londoner Erinnerungen durch meinen Kopf. Unverständlich flüsterten mir die monotonen Flugzeugmotoren etwas zu. Alles ändert sich, schnurrte es in meine Ohren. Ich versuchte, die Geräusche zu ignorieren.

Lediglich mein Gepäck und ein Karton mit Literatur begleiteten mich. Unsere Möbel hatten wir kurz vor meinem Abflug komplett verkauft. Carsten war noch die nächsten Wochen mit einem Werbeprojekt in London beschäftigt, das er zu Ende bringen wollte. Die verbleibende Zeit wohnte er im Hotel.

Ein ganz neues Leben stand nun bevor. Eine fremde Stadt, neue berufliche Aufgaben und unbekannte Menschen. Das alles sollte ohne den gegenständlichen Ballast beginnen, den der Mensch ständig ansammelt und wie einen immer praller anwachsenden Sack so lange hinter sich herschleppt, bis er zum Hinterherziehen zu schwer geworden ist. Dann bleibt er liegen und man lebt sein Leben an der Stelle zu Ende, wo der Sack ein weiteres Fortkommen verhindert hatte. Eine grauenhafte Vorstellung. Leblose Gegenstände halten einen fest.

Freude kam in mir auf, als die Maschine den Gesetzen der Schwerkraft folgte und den Kontakt mit der Hamburger Landebahn suchte. Jetzt würde ich ein paar freie Wochen genießen und eine Zeit bei meiner Mutter in meinem kleinen Heimatstädtchen verbringen. Bis zum Beginn meiner Gastdozentur an der Münchner Universität waren es gut fünf Monate. Also blieb genug Zeit zu entspannen, die Lehrveranstaltung intensiv vorzubereiten und die Wohnungssuche in Angriff zu nehmen.

Nachdem ich den Zoll passiert hatte, entdeckte ich Ma. Sie war eine mittelgroße, grauhaarige Frau mit aufgeweckten graugrünen Augen. Fast keine Falte zeichnete ihr Gesicht, obwohl sie sehr früh ihren Mann verloren und zwei Kinder allein großgezogen hatte. Ihre über sechzig Jahre alten Wangen waren wie immer leicht

gerötet. Wir umarmten uns. Ich spürte ihre Freude bei unserem Wiedersehen.

Unser Weg führte mit dem Bus zunächst zum Bahnhof, wo ich mein Gepäck nebst Literaturkarton in zwei Schließfächern verstaute. Dann zog es uns in die Hamburger Innenstadt. Bei sommerlichen Temperaturen steuerten wir ein Café unter den Alsterarkaden an. Nach Jahren des Teetrinkens hatte ich ein inneres Verlangen nach einer guten Tasse Kaffee. Während ich genüsslich das braunschwarze Getränk in mich aufzog, redeten wir über die Ereignisse der letzten Wochen. Ich berichtete ausführlich von meiner Uni-Stelle und von Carstens neuem Agentur-Job in München. Beim Anzünden meiner Zigarette warf mir Ma einen vorwurfsvollen Blick zu, sagte jedoch nichts.

Sofort kam das schlechte Gewissen in mir hoch. „Ich weiß, ich weiß. Ich kann einfach nicht aufhören. Immer wieder ist er da, dieser verdammte Tabakmephisto!“

„Claudia, du bist lange erwachsen. Du musst wissen, was du tust.“

Ihre Blicke verdarben mir die Freude an der Zigarette. Halb aufgeraucht drückte ich sie aus. Kind, bleibt Kind, dachte ich, stets hat man die mütterliche Navigation im Rücken.

Nach unserem Cafébesuch schlenderten wir über den Rathausmarkt, wühlten in Sonderangeboten, ohne etwas zu kaufen, bis wir uns von der Bahn in meine Geburtsstadt fahren ließen. Eine biedere, idyllische Kleinstadt mit zahlreichen Fachwerkhäusern. In einem dieser Fachwerkhäuschen war ich aufgewachsen. Es lag am äußeren Rand der Innenstadt in einer schmalen Straße, die sich ganz mit grauem Kopfsteinpflaster zudeckte.

Das einstöckige Haus hatte einst mein Großvater erworben. Das schmale, nicht ganz geradwandige Gebäude verfügte über einen romantischen Hinterhof, der von hohen Steinmauern begrenzt wurde. Vom Mauerwerk selbst sah man so gut wie nichts. Es war fast vollständig mit Efeu berankt. Auf der Terrasse stand naturfarbenes Gartenmobiliar aus Korb mit fröhlich bunten Kissen. Rosen begrenzten die terrakottafarbenen Fliesen der Terrasse. Ein alter Sandkasten, nun zum Kräuterbeet umfunktioniert, erinnerte

an die Zeit, als meine Schwester und ich dort unsere Sandburgen gebaut hatten. Wie ich diesen Hof vermisst hatte!

Im Erdgeschoss des Hauses befanden sich Küche, Wohnraum und ein kleines Kaminzimmer, das meine Großmutter bis zu ihrem Tod bewohnt hatte. Es war der kleinste und zugleich gemütlichste Raum. Auf dem Kaminsims stand eine antike Portaluhr aus Marmor. Daneben ein Foto meines Großvaters und ein hölzernes Schmuckkästchen aus dem Nachlass meiner Großmutter. Das Foto war wohl in den Vierzigerjahren aufgenommen worden und zeigte einen smarten, blonden Mann. Großvater war Däne gewesen. Großmutter war ihm in Kopenhagen begegnet, wo sie viele Jahre gelebt hatte. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war sie dorthin umgesiedelt. Warum sie ihre alte Heimatstadt damals verlassen hatte, wusste niemand. Vielleicht war ihr die von Nationalsozialisten beherrschte Kleinstadt zuwider geworden.

Mein Großvater hatte sich bereits Ende der Zwanzigerjahre als königlicher Architekt einen Namen erarbeitet. Anfang der Fünfzigerjahre verschlug ihn ein Auftrag in meine Geburtsstadt, die auch zugleich die Heimatstadt meiner Großmutter gewesen war. Das Bauprojekt erforderte Großvaters ständige Präsenz am Ort. Er kaufte dieses Fachwerkhaus und holte Frau und Kind, zurück in den Geburtsort meiner Großmutter.

Sein geliebtes Dänemark sah er nie mehr, denn auf einer Baustelle verletzte ihn herabfallende Eisenteile tödlich. Nur aus Erzählungen kannte ich ihn und doch hatte ich das Gefühl, ihm selbst begegnet zu sein.

Das Bild meines Großvaters auf dem Kaminsims strahlte eine gewisse, ja vielleicht sogar geheimnisvolle Aura aus. Als ob er sagen wollte: „Hör zu Kleines, es gibt manche Dinge, die versteht man erst nach Jahren, andere begreift man nie.“

Das Fenster im Kaminzimmer mit Blick zur Straße trug dunkelrote Samtvorhänge. Kontrastreich hoben sie sich vom zarten Rosa der Tapete ab. Es gab einen dunklen Bücherschrank, zwei helle Ohrensessel nah vor dem Kamin und einen Teewagen aus Messing. Damit war der kleine Raum gut gefüllt. Oft hatte ich

als Kind hier vor dem Kamin gelegen und meiner Großmutter andächtig gelauscht. Geradezu süchtig war ich nach ihren Geschichten. Ich liebte ihre Schilderungen über Begegnungen mit dem dänischen Königshaus.

Der rechteckige, langgezogene Wohnraum des Hauses führte zum Hinterhof. Eine, die ganze Raumbreite einnehmende Fensterfront fing auch im Winter jeden Sonnenstrahl ein und tauchte das Zimmer in ein warmes Licht. Vor einer Bücherwand stand immer noch die beige, abgenutzte Couchgarnitur, daneben direkt am Fenster ein runder Esstisch mit vier Stühlen spanischer Herkunft. Ein Möbelstil war nicht erkennbar. Wie selbstverständlich wurde das Auge auf das stimmungsvolle Bild nach draußen in den Hinterhof gelenkt.

Im Obergeschoss befanden sich die beiden ehemaligen Kinderzimmer und ein weiterer Schlafräum. In meinem alten Zimmer, das seit meinem Auszug als Gästezimmer diente, hatte Ma das Bett für mich hergerichtet. Einige vergilbte Kinderbücher im Regal weckten bei mir eine leichte Melancholie in Erinnerung an vergangene Lesestunden.

Ich öffnete das Fenster. Milde Spätsommerluft strömte ins Zimmer. Ein bisschen fühlte ich mich hier wieder zu Hause. Mit Wohlbehagen begann ich, meine Sachen in den Kleiderschrank einzusortieren. Der Schrank zählte bereits fünfunddreißig Jahre und war damit genauso alt wie ich. Er hatte alle Höhen und Tiefen meiner Kindheit und Jugend durchlebt, hatte sich Hunderte von englischen Vokabeln angehört, nächtelang die Rhythmen von *Supertramp*, der *Beatles* und *Al Stuarths* gespürt, meinen ersten Liebeskummer geteilt und mit mir um mein Abitur gezittert. Damals hatte er sicherlich nicht vermutet, dass ich einmal mit einem mittelmäßigen Abitur promovieren und allen schlechten Englischkenntnissen zum Trotz erfolgreich in einer Londoner Galerie arbeiten würde. Geschweige denn, dass er ahnte, welche Ereignisse mich in dieser idyllischen Kleinstadt demnächst beschäftigen sollten.

An diesem ersten Abend schlüpfte ich arglos und etwas erschöpft von der Reise in meine Jogginghose, um zusammen mit meiner

Mutter ein Glas gekühlten Weißwein vor dem lodernden Feuer des Kamins zu genießen. Obwohl es recht mild war, hatte ich darauf bestanden, den Kamin anzuzünden. Nun saßen wir im Feuerschein und unterhielten uns über das, was gewesen war und das, was vielleicht kommen wird.

Beim Erzählen bemerkten wir nicht, wie die Zeit verging, bis Ma kurz nach Mitternacht entsetzt aufsprang. „Oje, schon so spät. Ich muss morgen früh wieder pünktlich um acht Uhr im Büro sein. Also Zeit fürs Bett.“ Sie drückte mir einen Kuss auf die Wange und verschwand oben im Badezimmer.

Anscheinend konnte sie sich ihrem Rentnerdasein einfach nicht ganz und gar hingeben. Selbst wenn ihre Arbeit sie nur noch einen Tag die Woche in Anspruch nahm, sie brauchte diese berufliche Aufgabe.

„Warum hörst du nicht auf und genießt deinen Ruhestand?“, hatte ich sie einmal gefragt.

„Das hält meine Gehirnzellen fit. Außerdem kann ich mir so das eine oder andere kleine Extra leisten“, entgegnete sie.

Das waren aber nur vorgeschobene Beweggründe. Sie hatte eben Angst davor, nicht mehr wichtig zu sein. Dass man ihre Arbeitskraft nicht mehr brauchen und ihr Leben dadurch vielleicht bedeutungslos wäre, dieser Gedanke behagte ihr nicht.

Ich räumte die Gläser fort und ging nach oben. Beim Zähneputzen verriet mir der Badezimmerspiegel gnadenlos mein Alter. Die Augenfältchen, die mein Spiegelbild wenig kunstvoll zeichnete, ließen sich nicht mehr wegschminken. Auch die ersten grauen Strähnen durchzogen meine dunkelbraunen, nackenlang gelockten Haare, die sich störrisch um mein Gesicht kringelten. Dunkelbraune Augen und ein zu breites Nasenbein blickten mir entgegen. Zum eigenen Trost war ich irgendwann dazu übergegangen, mir selbst einzureden, dass ich eben andere Qualitäten als eine wohlgeformte Nase hatte.

Meine mir eigene Verschlossenheit aus den Kindertagen ließ ich erst im Studium und besonders in den ersten Berufsjahren zurück. Ich hatte mir angewöhnt, offen, aber mit Distanz auf die



Menschen zuzugehen. Genau das war es auch, warum ich bei Claude so erfolgreich gewesen war.

„Schade“, seufzte ich leise, „wer weiß, wie das alles in München wird.“

Die Gedanken wanderten zu meiner bevorstehenden Dozententätigkeit. Zugegeben überkam mich etwas Angst, zugleich aber auch Neugierde. Ich grinste meinem Spiegelbild zu und sagte mir, du hast schon ganz andere Hürden genommen. Da wird dich doch eine Horde Studenten nicht aus der Bahn werfen.

Wohl traumlos durchschlief ich die Nacht meiner Ankunft.

Morgens wurde ich durch das penetrante Klingeln des Telefons unsanft aus dem Schlaf gerissen. Ma war schon in ihrem Büro, denn es nahm keiner den Hörer ab. Zähneknirschend erhob ich mich aus dem warmen Bett, lief die Treppe hinunter und eilte ins Wohnzimmer, um dem schrillen Klingeln ein Ende zu bereiten.

Manchmal war Ma ausgesprochen altmodisch. Warum hatte sie nicht das sanft klingelnde Digitaltelefon angeschlossen, das ich ihr letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte? Da war der Anrufbeantworter gleich integriert. Nein, stattdessen rappelte dieses elfenbeinfarbene Monster, das vermutlich aus den Siebzigerjahren stammte, und quälte empfindliche Ohren.

Carsten war in der Leitung. „Hallo, Schatz. Wollt mal hören, ob du gut angekommen bist?“

„Alles bestens“, verkündete ich schlaftrunken.

Er lachte über meine verkatert klingende Stimme. „Leg dich ruhig noch ein wenig hin. Noch kannst du die Freizeit genießen. Ich melde mich heute Abend wieder. Hast du mich bis dahin auch lieb?“

Ich versicherte, er sei für mich der liebste Mensch der Welt. Mit einem Kuss durch den Hörer verabschiedeten wir uns.

Dann ging ich in die Küche, um mir einen starken Kaffee zu kochen. Unruhig durchwühlte ich meine Handtasche nach der angebrochenen Schachtel Zigaretten, fand sie schließlich und nahm sie samt Kaffee und Zeitung mit nach oben. Unter der kuscheli-

gen Decke schien es mir besonders gemütlich. Ich rauchte, trank den Kaffee, las Zeitung und hörte innerlich die Vorwürfe meiner Mutter: Mit Zigarette im Bett, Kind. Was lebst du für ein Leben?

Wie gut, dass sie mich nicht sehen konnte. Ahnungslos saß sie sicherlich über der Buchhaltung und hatte keine Vorstellung von den schlechten Angewohnheiten ihrer Tochter.

Nachdem ich das heimische Zeitungsblatt nebst Kleinanzeigen studiert hatte, stand ich endlich auf. Frisch geduscht fühlte ich mich gleich um etliches energiegeladener. In der Küche entdeckte ich ein paar Müslireste, die ich mir mit lauwarmer Milch als Frühstück zubereitete. Vermischt mit Speichel und Milch wurden die Körner halbwegs erträglich weich. Mehliges Geschmacksbildete sich. An das Gefühl der Fülle im Mund hatte ich mich so gewöhnt, dass ein Frühstück ohne Müsli unvollständig, nicht sättigend und schier undenkbar schien. Die Körner zermahlend schaute ich aus dem Küchenfenster und überlegte, was an diesem Schönwettertag anzufangen sei.

Zunächst wollte ich meine jüngere Schwester im Labor aufsuchen. Wir hatten uns bestimmt sechs Monate nicht mehr gesehen. Susanne war vor etwa drei Jahren mit einem zahntechnischen Labor in die Selbstständigkeit getreten. Inzwischen beschäftigte sie bereits drei Mitarbeiter.

Eingezwängt in mein blaues Kostüm machte mich auf den Weg zum Labor, das zwei Straßen weiter in einem ehemaligen Modegeschäft untergebracht war. Ich öffnete die alte gläserne Ladedentür. In dem hellen Raum roch es nach den üblichen Zahnarztutensilien, ein Geruch, mit dem ich mich nie anfreunden werde.

„Da ist ja unsere Claudi!“, rief Susanne mir fröhlich zu, als ich den Raum betrat, „und wie immer spießig gekleidet!“ Abfällig musterte sie mein Kostüm.

„Das ist ja eine nette Begrüßung!“, entgegnete ich vorwurfsvoll. „Kann ja gleich wieder gehen.“

„Nimm ‘s mir nicht übel, aber bei deinem konservativen Outfit konnte ich mir diese Bemerkung nicht verkneifen“, tröstete mich Susanne und kam auf mich zu, um mich zu umarmen.

Susannes Erscheinung war das Kontrastprogramm zu meiner. Sie hatte hellblonde, kurze Haare, die wirr in alle Richtungen abstanden. Hohe Wangenknochen und helle, zarte Haut gaben ihr etwas Zerbrechliches, obwohl ihre schlanke Figur fast an die Einmeterundachtzig heranreichte. Meine Mutter meinte immer, dass sich bei ihr das dänische Blond meines Großvaters durchgesetzt hätte. Sie war der temperamentvollste Teil unserer Familie.

„Claudi, im Moment habe ich viel zu tun. Lass uns heute Abend im *Daddeldu* treffen.“

Wir verabredeten uns auf acht Uhr in der Kneipe mit diesem bedingt originellen Namen. Aber wie sollte man in dieser Kleinstadtidylle originelle Ideen hervorbringen? Hier konnte man sein Dasein ruhig und beschaulich genießen. Mehr nicht.

Meine Schwester rief mir beim Hinausgehen noch nach: „Aber am Abend bitte nicht in diesem gruseligen blauen Aufzug!“

Als Antwort zog ich eine Fratze und verließ das Labor. Obwohl wir immer eine gewisse Zeit brauchten, bis wir eine vertraute Gesprächsebene gefunden hatten, mochten wir uns. Susanne konnte sich ihre bissigen Kommentare nie verkneifen, und ich war, was Kritik an meiner Person anbelangt, oft allzu schnell beleidigt. Natürlich bemühte ich mich stets, dies nicht zu zeigen.

Ich ging am Schaufenster eines Geschäftes vorbei und betrachtete mich in der Fensterspiegelung. Zugegeben war das Kostüm sehr konservativ. Doch es schmiegte sich an die festen Rundungen meines Körpers und verlieh mir, wie ich fand, ein elegantes Aussehen.

Als ich die kleine Stichstraße passierte, die mich früher zur Schule geführt hatte, beschloss ich, wahrscheinlich aus einer Sentimentalität heraus, meinen alten Schulweg zu nehmen. Ich bog in die enge Straße ein, die sich zwischen den Häusern mit ihren Gefachen hindurchzwängte. Die Bürgersteige bestanden hier nur aus schmalen Stegen, die mir in meiner Kinderfantasie wie Schwebebalken erschienen waren. Hier war ich jahrelang mit dem braunen Schulranzen auf dem Rücken entlangbalanciert.

Vorbei ging ich an der heruntergekommenen Flachdachhalle des Bekleidungsgeschäftes und einer kleinen Gärtnerei bis zur Brücke. Die Straße überquerte einen kleinen Bachlauf und steuerte mit ihrem Kopfsteinpflaster bis zum alten Mühlrad. Dort hatte ich immer ein paar Sekunden verweilt, bevor ich den Schulweg fortsetzte.

Fast hatte ich die alte Gärtnerei erreicht, da hörte ich, wie mein Name über die Pflastersteine schwirrte. Doch diese rauchige, alte Männerstimme rief nicht etwa nach Claudia, sondern: „Lockenköpfchen!“

Viele Jahre hatte ich diesen Namen nicht mehr gehört. Es gab nur einen einzigen Menschen, der mich so nannte. Die Stimme traf mich unvermutet, geradezu überraschend. Sie hätte schon lange verstummt sein können. Ich drehte mich um und sah ihn etwa zwanzig Meter hinter mir. Einen weißhaarigen Mann, in gebückter Haltung, der noch einmal den Zuruf „Lockenköpfchen“ wiederholte, diesmal mit etwas mehr Nachdruck.

Ich erkannte ihn sofort, „Onkel Charly!“, rief ich überrascht.

Ja, es war tatsächlich Onkel Charly. Jener, der für mich immer ein paar Süßigkeiten gehabt hatte. Er musste schon über neunzig sein. Ich kehrte um und lief raschen Schrittes auf ihn zu.

Eigentlich war er gar nicht mein Onkel, aber die Anrede „Onkel“ hatte ich seit Kindertagen beibehalten.

„Mensch, Mädchen, dass ich dich auf meine alten Tage noch mal zu Gesicht bekomme“, begrüßte er mich. „Fast hätte ich dich mit meinen altersschwachen Augen nicht erkannt. Und wie schön du geworden bist.“

„Du alter Schmeichler. Was heißt hier schön? Alt bin ich. Ich geh schnurstracks auf die vierzig zu“, entrüstete ich mich.

Er lachte nur. „Was sind vierzig Jahre im Gegensatz zu neunzig? Hast du Lust auf eine Tasse Kaffee und ein Stückchen selbstgebackenen Apfelkuchen. Ja, da staunst du, in meinem Alter backe ich noch selbst!“

Tiefe Falten durchzogen sein Gesicht, das beim Lachen an Fülle zunahm und versuchte, gegen die hagere Form anzukämp-

fen. Fast ein ganzes Jahrhundert sprach aus diesen hellblauen, wässrigen Augen. Welche Geschichten, Gedanken, Gefühle sie wohl durchlebt hatten? Sein immer noch fülliges Haupthaar war weiß. Ich kannte ihn nur mit dieser weißen Haarpracht. Als junger Mann war er sicherlich attraktiv gewesen, vielleicht mit dunkelblonden Haaren und von großer schlanker Gestalt.

Charly kochte den Kaffee altmodisch per Hand. In langsam bedächtigen Bewegungen öffnete er seinen Küchenschrank und holte einen hellblauen Porzellanfilter hervor. Sorgsam faltete er eine Papierfiltertüte auseinander und steckte sie in den Filter. Seine knochige, von grünbläulichen Adern durchzogene Hand streckte sich nach einer alten Blechdose, die im Schrank aufbewahrt wurde. Aus ihr schüttete er Kaffeebohnen in eine Mühle, die elektrisch betrieben wurde. Danach füllte er das frisch gemahlene Kaffeepulver in den Filter und goss nach und nach kochendes Wasser darüber. Die braune Brühe gluckerte in die schlichtweiße Porzellankanne und verbreitete herrlichen Duft.

Die Kücheneinrichtung bot fast die Illusion der Jahrhundertwende. Rechts neben dem Fenster ein Schrank im Jugendstil, gusseiserne Kerzenleuchter auf der Fensterbank, das Fensterglas durchzogen von Sprossen, davor eine Spitzengardine. An die linke Wand schmiegte sich eine naturfarbene rustikale Holzbank mit rot-weiß karierten Baumwollkissen, darüber ein ovales Votivbild mit Engelchen in einem dunklen, fast schwarzen Holzrahmen mit Goldzierfaden. Vor der Bank ein runder Esstisch mit Mittelsäule und auf ihm eine alte Suppenterrine, die als Obstschale diente. In der Schale gammelten wenig dekorativ drei Bananen. Zwei mit rotem Kunststoffbezug gepolsterte Holzstühle durchbrachen das historisch anmutende Bild ebenso wie die Küchenzeile mit Gasherd, Edelstahlspüle und einem neu wirkenden Kühlschrank. Irgendwie war es gemütlich. Die Küche sorgte für eine erholsame Geborgenheit.

Charlys Zweizimmerwohnung befand sich in der schäbigen Flachdachhalle, deren Hauptteil als Lagerraum diente. Vom kleinen geteerten Hof führte ein separater Eingang in sein Zuhause.

„Nur ein Stück Kuchen?“ Charly war fast beleidigt, als ich sein Angebot ablehnte, ein zweites zu nehmen. „Was ihr Frauen nur immer mit eurer Figur habt! Du siehst doch kernig aus.“

„Das verstehst du vielleicht nicht. Ich muss immer auf mein Gewicht achten. Wenn ich viel Fett esse, merke ich gleich, wie die Kilos gegen meine Röcke pressen.“

„Ja, die Jugend! Wir waren damals dankbar, wenn wir überhaupt etwas zu beißen hatten. Aber nun erzähl mal von deiner Zeit in London. Ich muss doch wissen, wie es meinem Lockenköpfchen die letzten Jahre ergangen ist“, forderte er mich auf und strich mir dabei liebevoll durch mein Haar.

So gab ich eine Kurzfassung meiner Londoner Zeit, erzählte von Claude und meinem Job in der Galerie, den Kunstsammlern und den anstrengenden Künstlern. Selbst als kurze Zusammenfassung dauerte der Bericht fast drei Stunden.

„Jetzt werde ich aber aufbrechen“, sagte ich und warf einen kurzen Blick zur Uhr. Nicht ganz ohne schlechtes Gewissen hatte ich mich doch zu einem zweiten Stück Kuchen überreden lassen. „Ich habe meiner Mutter versprochen, heute Abend für uns britisch zu kochen. Dafür muss ich noch ein paar Sachen besorgen.“

Charly nickte verständnisvoll. Ich war schon in der Haustür, als er sagte: „Lockenköpfchen, du hast mir gar nichts über Carsten erzählt.“

Ich sah ihn wohl etwas verständnislos an.

„Nun, ich denke halt, wenn man einen Menschen liebt, ist er die wichtigste Person im Leben. Und man möchte möglichst viel über ihn erzählen“, sagte er.

„Oh, ich liebe Carsten, und er liebt mich. Das hat nichts zu sagen, wenn ich heute nicht über ihn gesprochen habe. Onkel Charly, ich komm die nächsten Tage bestimmt wieder vorbei. Dann wirst du mehr über meinen Mann erfahren, als dir recht ist.“ Ich küsste ihn flüchtig auf die hagere Wange. „Danke für Kaffee und Kuchen.“

„Es freut mich, Gäste zu bewirten. Besonders, wenn sie so lieb sind wie mein heutiger. Da macht es mir doppelt Freude“, erklärte Onkel Charly. „Kommst du morgen wieder?“